

Christoph Vormweg

Laudatio auf die Helmlé-Preisträger 2011: Sabine Müller und Holger Fock

Sehr geehrte Frau Helmlé, sehr geehrter Herr Bürgermeister,
liebe Sabine Müller, lieber Holger Fock, sehr verehrte Damen und Herrn.

Wir können Eugen Helmlé heute leider nicht mehr selbst fragen: Aber ich bin mir sicher, dass er das Café Zimmer an der Pariser Place de Châtelet kannte. Denn es ist das Stammcafé einer anderen Koryphäe des deutschen-französischen Übersetzungsbetriebs, die Eugen Helmlé bestens kannte: Georges-Arthur Goldschmidt. Am 12. Oktober 2000 gab er mir im Café Zimmer ein Interview für den Deutschlandfunk, unter anderem zur Arbeit des Übersetzers. Er selbst, sagte Georges-Arthur Goldschmidt unumwunden, sei eine "putain de luxe de la traduction", eine Luxushure der Übersetzung. Denn als beamteter Deutschlehrer im französischen Staatsdienst sei er nie vom Übersetzen abhängig gewesen, habe also immer – vor allem für seine Übertragungen der Bücher Peter Handkes – ein angemessenes Honorar fordern können. Die freien Übersetzer dagegen – zu denen ja auch die diesjährigen Helmlé-Preisträger Sabine Müller und Holger Fock gehören – säßen immer am kürzeren Hebel. Die einzig logische Schlußfolgerung aus diesem Dilemma war und ist für Georges-Arthur Goldschmidt: der Übersetzer müsse "ein Beamten-Gehalt bekommen".

Eine schöne Utopie. Das werden sicher alle freien Übersetzer im Saal bestätigen. Die Übersetzer-Realität allerdings sieht anders aus. Das hat Holger Fock in seinem "Porträt des Übersetzers als Künstler" eindringlich beschrieben. Der Übersetzer, heißt es da, sei zu einem – ich zitiere – "Dienstleister mutiert, der wie ein Eilkurier einen Text in einem anderen Land abholt und diesen per T.G.V. und ICE in deutscher Fassung bei einem deutschen Verlag abgeliefert." Holger Fock nannte das "Traduction à grande vitesse", Hochgeschwindigkeitsübersetzen.

Eigentlich sollte heute ein Schriftsteller zu Ihnen sprechen, von dem Sabine Müller und Holger Fock Texte übersetzt haben. Ich wurde zur Alternative, weil ich als freiberuflicher Literaturkritiker offenbar die meisten ihrer Übersetzungen rezensiert habe, vor allem für den Deutschlandfunk und den WDR. Anfang der 90er Jahre war mir zunächst Holger Fock mit Übersetzungen von Antoine Volodine und Pierre Michon aufgefallen. Dann trat ab Mitte der 90er Jahre Holger Fock immer öfter mit Sabine Müller als Übersetzer-Duo auf. Warum das so war, erfuhr ich bei meiner ersten Begegnung mit ihm vor gut zehn Jahren in Heidelberg, als Jean Echenoz seinen Roman "Je m'en vais" vorstellte. Ich erfuhr von ihren beiden Kindern und dem nicht immer leichten Zusammenspiel von Familien- und Übersetzungsalltag. Mittlerweile stehen allein acht Romane von Andreï Makine auf ihrer Liste. Hinzu kommen hochkarätige Autoren wie Cécile Wajsbrot, Eric Orsenna, Philippe Grimbert, Arnaud Catherine, Thierry Jonquet und andere.

"Übersetzer-Duo im Familienbetrieb" – für Sabine Müller und Holger Fock wurde es zur Existenzform. Denn ein freier Übersetzer allein kann keine vierköpfige Familie ernähren. Das hatte ich selbst einige Jahre zuvor begriffen. Nach dem dritten Buch hatte meine Frau gesagt: Wenn ich noch eine Übersetzung annähme, könnten wir uns gleich scheiden lassen.

Nun gibt es gegenüber Übersetzer-Duos, wie Sie vielleicht wissen, Vorurteile. Vor allem, dass man in ihren Übertragungen zwei Tonlagen fände. Ich kann das im Falle von Sabine Müller und Holger Fock nicht bestätigen. Im Gegenteil. Ein Paradebeispiel wäre mir im August 2010 beinahe entgangen. Im Urlaub kam die Anfrage, ob ich den Roman "Zone" von Mathias Énard für den WDR rezensieren wolle. Da es sich nur um einen 6-Minuten-Beitrag für knapp 300 Euro Honorar handelte, zögerte ich. Denn Mathias Énards Roman "Zone" umfasst mit den Anmerkungen und Erläuterungen der Übersetzer 589 ziemlich eng bedruckte Seiten. Trotzdem sagte ich zu – auch wenn wir zwei Tage früher aus dem Urlaub zurück fahren mussten. Bereut habe ich es aber nicht.

Bevor ich auf die Énard-Übersetzung zurückkomme noch eine Klarstellung: Eine Übersetzungskritik, die den Namen verdient, findet in den Medien – von ganz seltenen Ausnahmen abgesehen – nicht statt. Für so etwas gibt es kein Budget. Umso wahrer ist der Satz, den Georges-Arthur Goldschmidt im Café Zimmer meinem Mikrofon anvertraute: “Die Übersetzer stehen da, aber die sieht kein Mensch.” Wenn sie überhaupt einmal gelobt werden, dann höchstens in einem Nebensatz, der ihrer monatelangen Arbeit in keiner Weise gerecht werden kann. Nicht von ungefähr soll der junge Aldous Huxley, als man ihm eine Übersetzungsarbeit anbot, gesagt haben: Bin ich verrückt, da brauche ich ja länger als für ein eigenes Buch.

Als Literaturkritiker habe ich also im Normalfall nur den deutschen Text vorliegen. Und da springen einem allenfalls die – neudeutsch – krassen Böcke ins Auge: etwa wenn ein Verliebter seiner Angebeten ein “oh, du meine Hirschkuh” entgegensäuselt – was man leicht auf ein “oh, ma biche” zurückführen kann. Deshalb kann ich mir als Kritiker eigentlich nur eine Frage stellen: Über welche literarische Kapazitäten verfügt der Übersetzer im Deutschen. Um das herauszufinden, lese ich mir die ersten Seiten einer Übersetzung erst einmal laut vor. Womit wir wieder bei Mathias Énarnds Roman “Zone” wären. Als ich die ersten Seiten der Übersetzung von Sabine Müller und Holger Fock meiner Bürowand anvertraut hatte, war ich schlicht hingerissen: Was für ein perfekt getimtes Strudeln der Wörter! dachte ich. Was für ein Rhythmus! “alles ist schwieriger im Mannesalter” beginnt die Übersetzung dieses Kriegs- und Spionageromans, “alles klingt falscher ein wenig metallisch wie das Geräusch zweier Bronzeschwerter die gegeneinander schlagen, sie werfen uns auf uns selbst zurück ohne uns irgendeinen Ausweg zu lassen ein schönes Gefängnis ist das, man reist mit allerhand Zeug, (((einem Kind das man nicht getragen hat einem kleinen Stern aus böhmischem Kristall einem Talisman, entlang der Schneefelder die man schmelzen sieht nach der Umkehr des Golfstroms Präludium der Eiszeit, Stalaktiten in Rom und Eisberge in Ägypten, in Mailand hört es nicht auf zu regnen))) ich hatte das Flugzeug verpasst vor mir lagen eintausenfünfhundert Kilometer Zugfahrt jetzt sind es noch fünfhundert, heute

Morgen glänzten die Alpen wie Messer, ich zitterte vor Erschöpfung auf meinem Sitzplatz und konnte kein Auge zutun, ich bin völlig zerschlagen wie ein Drogensüchtiger, im Zug habe ich ganz laut mit mir selbst geredet, oder ganz leise, ich fühle mich uralte, ich möchte, dass der Zug weiterfährt weiterfährt dass er bis nach Istanbul oder Syrakus fährt dass er wenigstens bis zum Ende fährt dass er bis zum Ziel der Reise fahren kann ich dachte oh ich bin wirklich zu bedauern ich habe Mitleid mit mir bekommen in diesem Zug dessen Rhythmus einem zuverlässiger die Seele öffnet als ein Skalpell ...” So weit die ersten Zeilen des Romans “Zone” auf Deutsch. Von zwei längeren Zitaten abgesehen, besteht er aus einem endlos mäanderndem Satz. Jürgen Ritte schrieb in der “Neuen Züricher Zeitung” von Weltliteratur – und weil er selbst schon viele Bücher aus dem Französischen übersetzt hat, meinte er damit auch die Übersetzung, die für ihn “tadellos” war.

Kommen wir noch einmal zurück auf das Vorurteil, dass ein Übersetzer-Duo immer zwei unterschiedliche Tonlagen verbreite. Bei einem Duo, das sich sagt – jeder übersetzt die Hälfte für sich – mag das stimmen. Sabine Müller und Holger Fock schieben sich die übersetzten Texte aber mehrfach zum Korrigieren hin und her. Frei nach dem Motto: vier Augen sehen mehr als zwei. Mehr noch: sie haben die Schlussfassung der Übersetzung von Énarnds Roman “Zone” noch einmal ohne Original vor Augen korrigiert, damit der Rhythmus im Deutschen perfekt sei. Da habe es – sagte mir Holger Fock – hier und da Opfer gegenüber dem Original gegeben. Doch genau das sind die Opfer im Dienste der Literatur. Denn – und das kann man nicht oft genug betonen: Übersetzen bedeutet zwangsläufig Verlust gegenüber dem Original – wobei der Verlust, je nach Text, eben auch Gewinn sein kann. Zum Problem der “Texttreue” hat Holger Fock in seinem Essay über “Die Janusköpfe des Literaturbetriebs” geschrieben: “Um einem Wort treu zu sein, bedarf es wenig, um einem Werk treu zu sein, muss der Übersetzer tausenderlei Dinge beachten: Grammatik, Stil, Ton, musikalische Eigenschaften der Sprache, Rhythmus (sowohl des Lautklangs wie der Bilder), Redewendungen, Sprichwörter, Metaphern, rhetorische Figuren und so weiter. Nicht zuletzt muss er weglassen und

hinzuerfinden, er muss Subtexte und Untertöne, Lücken und Leerstellen mit übersetzen, alles, was zwischen den Zeilen steht.”

Übersetzen ist also immer auch eine Interpretationsfrage. Denn die Literatur einer anderen Sprache muss im Deutschen erst wieder zu Literatur werden. Es geht also nicht nur um den Transport von Inhalten, es geht um den Transport der literarischen Dimension. Bei Mathias Énard haben die deutschsprachigen Feuilletons diese Dimension erkannt – bei Suhrkamp-Autor Antoine Volodine, der ja heute unter uns weilt, bisher leider viel zu selten. In Frankreich hat er mittlerweile an die vierzig Romane unter drei verschiedenen Pseudonymen publiziert. Antoine Volodine, Vertreter des sogenannten Postexotismus, rechnet unsere Gegenwart hoch: auf ihre Gefahren hin, ihre Unberechenbarkeit. Für Übersetzer ist seine Romanprosa deshalb alles andere als ein Spaziergang. Zum einen wegen seiner Wortschöpfungen, für die man Entsprechungen im Deutschen finden muss. Zum anderen wegen der komplexen Bild-Welten, die er entwirft. Antoine Volodines Gratwanderung durch eine postapokalyptisch anmutende Zukunft begleitet den Leser wie ein Schatten des Möglichen. Und gerade hier liegt seine literarische Kunst, die für jeden Übersetzer eine Herausforderung ist. So weiß der Protagonist in seinem vor einigen Monaten auf Deutsch erschienenen Roman “Mevlidos Träume” nie mit Sicherheit, ob er träumt oder mit der Realität konfrontiert ist. Dazu passt auch die postexotische Technik des “narrativen Killens”. Sie besteht darin, mehrere mögliche Romanschlüsse vorzuschlagen. In einem dieser Romanschlüsse gibt uns Antoine Volodine auch ein wunderbares Beispiel für seinen postexotischen „Humor des Desasters“. “Jetzt verwalten Spinnen die Ruinen des Planeten”, heißt es in der Übersetzung von Sabine Müller und Holger Fock. “Auch sie beanspruchen Menschlichkeit, und wenngleich es stimmt, dass sie ihren Sexualpartner fressen, sobald ihre Eier befruchtet sind, findet man unter ihnen im Laufe der Jahrtausende nicht die kleinste Theoretikerin des Genozids, des Präventivschlags oder der sozialen Ungleichheit.”

Wahrnehmungstechnisch führt Antoine Volodine, dieser Meister des Indirekten und der Verfremdung unserer Realitäten, seine Leser ständig aufs Glatteis. Umso wichtiger ist der persönliche Kontakt der Übersetzer zum Autor. Sabine Müller und Holger Fock nehmen diese Möglichkeit, die manchmal viel Zeit kostet, immer wahr. So werden sie nie das Desaster erleben, das einem allzu selbstgewissen italienischen Übersetzer des Oulipoten Marcel Bénabou widerfuhr. Der Übersetzer, erzählte mir Marcel Bénabou kürzlich, hätte einfach drauflos übersetzt, ohne sich mit der Geschichte des "Ouvroir de littérature potentielle", der Werkstatt für potentielle Literatur auseinanderzusetzen. Also wusste er auch nichts von der legendären "contrainte", dem selbstaufgelegten Formzwang.

In seinem "Porträt des Übersetzers als Künstler" hat Holger Fock den Zwiespalt des heutigen Literaturübersetzers auf den Punkt gebracht: "Keine Frauge", schreibt er da, "einerseits sind sie die Nachdichter, Nachahmer, Nachschöpfer, die Plagiatoren, Gladiatoren und Verräter der Autoren, zum anderen aber sind sie die Urheber eigenständiger literarischer Werke. Das ist ihre janusköpfige Gestalt, und zurecht verlangen sie, dass man sie und ihre Arbeit entsprechend würdigt". Mit dem "Helmé-Preis" ausgezeichnet zu werden, ist natürlich eine Würdigung, ja ein Ritterschlag. Trotzdem will ich Ihnen nicht verheimlichen, was mir ein alter Freund von Eugen Helmlé, nämlich Hanns Grössel, sagte, als ihm der "Europäische Übersetzerpreis" zugesprochen wurde. Hanns Grössel, der als ehemaliger WDR-Redakteur zu den von Georges-Arthur Goldschmidt so genannten "putains de luxe de la traduction" gehört, sagte mir in einem Interview kurz und bündig: "Eigentlich sind alle Übersetzerpreise nachträgliche Aufbesserungen von ganz miesen Honoraren".

An dieser Stelle möchte ich Sabine Müller und Holger Fock nicht nur zum Eugen-Helmé-Preis gratulieren. Ich möchte ihnen auch ganz persönlich danken: für viele tausend Seiten Lesegenuß.